

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Wildbader Chronik.

Nr. 28. 1887.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Allmächtiger Gott! Was sagst Du, Dein Vater ermordet?“ rief der Ingenieur laut und stürzte in das Schlafgemach Harport's. Mit dem Ausrufe lauten Schmerzes warf er sich neben dem Bette des Todten nieder. „O Gott — o Gott! Wie schrecklich! Wie entsetzlich!“ stöhnte er und richtete sich dann wieder auf. „Wer — wer hat die That begangen?“ rief er laut.

Gschebach hatte ihn durch die geöffnete Thür beobachtet, und er vermochte den Eindruck, daß in dem Schmerze des Ingenieurs etwas Theatralisches lag, nicht zu verschweigen. Langsam erhob er sich und trat in die Thür.

„Noch ist der Mörder leider nicht entdeckt,“ sprach er.

Hercher schreckte bei dem Tone der ihm bekannten Stimme zusammen, er sprang auf und fast eine Minute lang ruhte sein Auge starr auf dem Kommissär. Sein Gesicht war auffallend blaß.

„Sie sind hier?“ rief er.

„Ja, ein glücklicher Zufall hat mich hergeführt,“ gab Gschebach zur Antwort.

Hercher schien mit aller Kraft nach Fassung zu ringen, man sah, wie es in seiner Brust arbeitete.

„Das ist gut — das ist gut,“ sprach er, während seine Stimme zitterte. „Sie können uns beistehen — es ist entsetzlich — noch vermag ich nicht zu fassen, daß es wahr ist!“

Er preßte die Hände auf die Stirn und vor die Augen. Dann ließ er beide Hände schnell sinken.

„Es ist vielleicht noch Rettung möglich. Haben Sie bereits nach einem Arzte geschickt?“ rief er.

„Die Hilfe des Arztes würde hier vergeblich sein!“

„Also todt — todt!“ fuhr Hercher fort. „Und ermordet! Es kann nicht sein! Wer könnte so grausam sein und einen solchen Mann, einen so vortrefflichen Mann zu erschlagen! Wie ist die That ausgeführt, wie ist er ermordet worden?“

„Sie haben es bereits gesagt — er ist erschlagen,“ gab der Kommissär zur Antwort.

„Womit?“

„Dort liegt das Instrument!“

„Ah, ein Holzklöpsel, wie ihn seine Arbeiter gebrauchen, aber von denen kann Keiner die That begangen haben, denn er war bei Allen beliebt. War er auch streng gegen sie, so sorgte er doch, wenn sie in Krankheit oder Noth geriethen, wie ein Vater für sie, und sie sahen ihn auch mehr als ihren Vater, denn als ihren Herrn an. Haben Sie bereits irgend eine Spur des Verbrechers entdeckt oder einen Verdacht geschöpft?“

Der Kommissär zuckte halb ausweichend mit der Schulter.

„Der Klöpsel und der Meißel, mit welchem der Versuch, den Sekretär zu öffnen, gemacht worden ist, sind offenbar von dem Werkplaz genommen,“ sprach er. „Der nächste Verdacht muß sich auf einen Arbeiter richten.“

„Das ist wohl wahr, ich glaube, Sie haben Recht,“ entgegnete Hercher, seine Ansicht gegen seine sonstige Gewohnheit sehr schnell aufgebend. „Ich habe die Arbeiter freilich Alle für gut und rechtschaffen gehalten und würde jedem derselben ohne Besorgniß mein Leben anvertraut haben.“

„Wer kann dem Menschen in's Herz sehen!“ bemerkte Gschebach.

„Niemand — Niemand!“ versicherte der Ingenieur. „Man kann schließlich keinem einzigen Menschen mehr trauen. Aber weshalb könnte einer der Arbeiter seinen Herrn ermordet haben?“

„Um ihn zu berauben. Die Uhr und das Portemonnaie fehlen, und es ist der Versuch gemacht worden, den Schreibsekretär zu erschlagen!“

„Abscheulich — abscheulich!“ rief Hercher. „Des Gewinnes wegen ein so edles Menschenleben zu vernichten! Herr Kommissär, sehen Sie uns bei, lassen Sie uns zusammen wirken, um den Verbrecher zu entdecken, er muß entdeckt und bestraft werden, denn diese That schreit gen Himmel!“

Er streckte Gschebach seine Rechte entgegen — dieser schien es nicht zu bemerken.

„Seien Sie versichert, daß ich meine volle Pflicht thun werde, ich würde sie gethan haben, auch wenn mir der Todte nicht so nahe gestanden hätte,“ entgegnete er.

„Wie, wie wird meine arme Meta dies ertragen?“ fuhr Hercher fort. „Sie liebte ihren Vater so innig! Ich zittere für sie!“

Er eilte in die Stube zurück und warf sich neben Meta nieder, sie zärtlich mit den Armen umschlingend.

„Meta, Meta, wie können wir dies ertragen!“ rief er.

Die Gerufene richtete sich langsam empor. Der Verlust war für sie ein so großer, daß sie noch nicht im Stande war, ihn zu fassen, die Größe des Schmerzes gestattete ihr noch keine Thränen.

„Weshalb bist Du nicht früher gekommen?“ fragte sie mit tonloser, dumpfer Stimme. „Karl ist sofort zu Dir geeilt.“

„Er hat mich nicht getroffen,“ gab Hercher zur Antwort.

„Wo warst Du?“

„Bei dem Feuer. Ich ging, als ich Dich verlassen hatte, noch etwas spazieren, da brach das Feuer aus, ich war in der Nähe und eilte zur Brandstätte, um mich zu überzeugen, ob ein Bekannter, der in jener Straße wohnt, nicht auch bedroht sei.“

„Gschebach vernahm diese Worte durch die halbgeöffnete Thür; er hatte sich also nicht getäuscht, als er zu bemerken wähnte, daß Hercher das Haus, in dem er wohnte, nicht betreten habe, trotzdem er behauptete, sehr ermüdet zu sein.“

Meta schwieg; alle ihre Gedanken schienen erschöpft zu sein.

„Willst Du Dich nicht auf Dein Zimmer begeben?“ fragte Hercher.

Die Unglückliche erhob sich langsam, wie willenlos.

„Ja,“ erwiderte sie. „Ich will aber allein sein!“

„Gestatte wenigstens, daß ich Dich zu Deinem Zimmer geleite.“

Meta ließ dies ohne Weigern geschehen.

Gschebach benutzte diese Zeit, um dem draußen harrenden Polizeidiener den Auftrag zu geben, den Staatsanwalt und den Gerichtsarzt zu holen.

Hercher kehrte nach ungefähr zehn Minuten in Harport's Zimmer zurück. Sein Gesicht war wohl noch sehr blaß, zeigte aber wieder die gewöhnliche Ruhe.

„Meine arme, arme Braut!“ sprach er. „Sie ist völlig theilnahmslos gegen jedes beruhigende Wort. Mit Freuden würde ich die Hälfte meines Lebens hingeben, wenn ich ihr diesen Schmerz dadurch ersparen könnte. Ich befürchte, daß sie es nicht ertragen wird!“

„Der Mensch kann viel ertragen, zumal wenn er es ertragen muß!“ entgegnete Gschebach.

„Ich selbst bin durch den Schreck so sehr erschöpft, daß ich kaum im Stande bin, mich noch aufrecht zu erhalten,“ fuhr Hercher fort und ließ sich auf einen Stuhl sinken. „Mein armer, armer Schwiegervater!“

Hercher stützte den Kopf auf die Hand und blickte starr vor sich hin. Nach wenigen Minuten richtete er sich wieder empor.

„Wollen nicht auch Sie sich Ruhe gönnen?“ fragte er den Kommissär.

„Ich bedarf derselben nicht,“ entgegnete Gschebach. „Mein Beruf hat mich nicht verwöhnt, denn derselbe hat mich manche Nacht in Anspruch genommen.“

„Und doch möchte ich Sie bitten, heimzukehren und sich einige Stunden Ruhe zu gönnen, damit Sie morgen früh die Untersuchung mit frischen Kräften wieder aufnehmen können,“ sprach der Ingenieur.

„Ich darf diese Bitte aussprechen, weil ich keinen sehnlicheren Wunsch habe, als daß der Mörder möglichst bald entdeckt werde.“

„Ich werde hier bleiben, denn meine Kräfte sind noch frisch,“ gab

Gschebach zur Antwort. „Ihr Wunsch ist auch der meinige, und gerade deshalb bleibe ich!“

Hercher schwieg einige Minuten, die Antwort schien ihn nicht sehr angenehm berührt zu haben.

„Welche Schritte wollen Sie thun, um den Schuldigen unter den Arbeitern zu entdecken?“ fragte er dann.

„Darüber habe ich noch gar keinen Entschluß gefaßt.“

„Lassen Sie uns zusammen berathen und handeln,“ fuhr der Ingenieur fort. „Ich weiß, daß mein Scharfblick den Ihrigen nicht annähernd erreicht, allein ich kenne die Verhältnisse des Todten genauer als Sie und kann Ihnen vielleicht manchen Wink oder manche Aufklärung geben.“

„Ich werde Ihre Unterstützung jederzeit mit Dank annehmen,“ bemerkte der Kommissär.

Hercher stützte den Kopf wieder auf die Hand.

„Ist es nicht unsere Pflicht, dem Sohne die entsetzliche That mitzutheilen?“ begann er auf's Neue. „So nahe der Ausöhnung, wird es ihn doppelt schwer treffen. Er sieht den Vater nicht lebend wieder!“

„Der Schlag wird ihn morgen noch schwer genug treffen,“ gab Gschebach zur Antwort. „Ich bin auch noch aus anderen Gründen dagegen.“

„Aus welchen?“

„Lassen Sie mich dieselben noch verschweigen.“

„Weshalb?“

„Weil ich es nicht für thunlich halte, sie mitzutheilen.“

Hercher richtete den Kopf nicht empor, dennoch suchte sein Auge über das Gesicht des Kommissärs flüchtig prüfend hinzugleiten.

Der Polizeidiener kehrte mit dem Staatsanwalt und dem Gerichtsärzte zurück. Hercher schien sehr überrascht zu sein, als sie in das Zimmer traten. Er sprang auf und schritt ihnen entgegen, um ihnen das Geschehene, welches sie bereits durch den Polizeibeamten erfahren hatten, auseinanderzusetzen.

„Bitte, Herr Ingenieur, ich werde die Herren von dem Geschehenen schon in Kenntniß setzen,“ fiel der Kommissär ein. „Es handelt sich zunächst um die Besichtigung des Todten und die Feststellung des Thatbestandes. Wollen Sie uns nicht so lange allein lassen?“

„Ich soll nicht zugegen sein?“ fragte Hercher erstaunt.

„Nein.“

„Ich habe hier jetzt die Rechte des Todten zu vertreten, darf ich Sie um Aufklärung bitten, weshalb ich nicht zugegen sein darf?“ fragte Hercher ziemlich gereizt.

„Was wir vornehmen, ist eine rein amtliche Handlung,“ entgegnete Gschebach. „Ich bitte Sie sogar, dies Zimmer zu verlassen.“

„Sie wollen mich von hier vertreiben, aus dem Zimmer meines Schwiegervaters weisen?“ rief Hercher.

„Ich habe Sie gebeten, uns allein zu lassen,“ entgegnete Gschebach mit entschiedener Stimme.

„Und wenn ich nicht gehe!“ fiel Hercher ein.

„Herr Ingenieur, ich bin überzeugt, daß Sie diesen Fall vermeiden werden,“ bemerkte der Kommissär mit völliger Ruhe. „Sie werden dafür Sorge tragen, daß Niemand das Zimmer betritt, bis

die Untersuchung beendet ist,“ wandte er sich befehlend an den Polizeibeamten.

Mit sichtbar verbissenem Groll verließ Hercher die Stube.

Gschebach führte den Staatsanwalt und den Arzt in das Gemach, in welchem der Todte lag. Mit kurzen Worten theilte er ihnen das Geschehene mit. Der Arzt schritt zur Untersuchung des Todten.

„Der Todte scheint nur einen einzigen Schlag mit dem schweren Abspfel erhalten zu haben, allein dieser eine Schlag hat genügt, seinen Schädel zu zertrümmern und den augenblicklichen Tod herbeizuführen, das beweisen auch die ruhigen Gesichtszüge des Todten; ein Todeskampf hat nicht stattgefunden,“ sprach der Arzt. „Der Mörder scheint dies freilich nicht wahrgenommen zu haben, er scheint der Ueberzeugung gewesen zu sein, daß der Todte durch den Schlag nur betäubt sei, und er hat versucht, ihn zu erdrosseln. Das beweisen die scharf eingedrückten Spuren von Fingerringeln am Halse.“

„Zeigen Sie mir dieselben,“ fiel Gschebach ein, indem er näher herantrat.

„Hier! Meine Annahme, daß erst der Schlag erfolgt und dann die Erdrosselung versucht ist, beweist die ruhige Lage des Todten,“ fuhr der Arzt fort. „Dies ist das Gesicht und die Lage eines ruhig Schlafenden. Der Mörder muß sehr schmal und scharf zugespitzte Nägel gehabt haben.“

„Können Sie dies so genau sehen?“ fragte Gschebach.

„Ja. Die Eindrücke sind fast der Art, als ob sie von den Krallen eines Raubthieres herrührten.“

Gschebach überzeugte sich von der Wahrheit dieser Beobachtung.

„Sie sehen sehr scharf,“ bemerkte er.

„Mir kommt meine langjährige Erfahrung zu statten,“ erwiderte der Arzt, das Lob ablehnend. „Ich kann Ihnen sogar noch mehr sagen, die Hand, von der diese Eindrücke herrühren, ist eine kleine oder sehr schmale.“

„Wie wollen Sie dies erkennen?“ warf Gschebach ein.

„Bitte, legen Sie Ihre Hand hier auf die Zeichen am Halse,“ fuhr der Arzt fort. „Sehen Sie, Ihre Finger decken die Eindrücke nicht, sie würden viel breitere Spuren hinterlassen haben!“

„Sie haben Recht,“ sprach der Kommissär. „Ich danke Ihnen für diese Mittheilung. Glau-

ben Sie, daß diese Spuren von der Hand eines Handarbeiters herrühren können?“

Der Arzt schien einen Augenblick nachzusinnen.

„Nein,“ entgegnete er dann.

„Herr Kommissär, Sie haben bereits einen bestimmten Verdacht!“ rief der Staatsanwalt.

Ueber Gschebach's Gesicht glitt ein schwaches Lächeln hin.

„Nein,“ erwiderte er. „Aber die Auseinandersetzung des Herrn Doktors interessiert mich ungemein.“

Der Morgen war hereingebrochen.

Der Kommissär verließ das Haus und trat in den Garten. Vor den Fenstern war keine Fußspur zu bemerken, der unter denselben hindurchführende Weg war mit Platten belegt, die Wege im Garten bestanden aus festgetretenem Sande, auf dem der Fuß keine Spur zurückließ. Vorsichtig untersuchte er die Fenster.



Rehennest in einem Getreidefelde. (S. 112)

Hercher trat in diesem Augenblicke aus dem Hause.
 „Wornach forschen Sie?“ fragte der Staatsanwalt so laut, daß der Ingenieur es hören konnte.
 „Nach dem Wege, auf welchem der Mörder in das Haus gelangt ist,“ gab Eschebach zur Antwort.
 „Haben Sie einen Anhalt, daß er durch ein Fenster eingestiegen ist?“ fragte der Staatsanwalt weiter.
 „Ich vermuthe es.“

„Ich glaube, daß er sich in das Haus eingeschlichen hat, ehe es verschlossen wurde,“ fiel Hercher ein. „Wir waren bis nach zwölf Uhr zusammen — Niemand hat darauf geachtet, ob sich Jemand in das Haus eingeschlichen hat.“
 „Es ist möglich,“ entgegnete Eschebach kurz, ohne sich in seiner Nachforschung stören zu lassen. „Halt! Hier habe ich den Weg bereits gefunden. Hier ist derselbe Meißel, mit dem der Versuch gemacht worden ist, den Sekretär zu erbrechen, eingesetzt, um das Fenster zu öffnen, der



Austheilung von Bier im Franziskanerkloster zu München. (S. 112)

Eindruck in dem Holze hat genau die Breite des Meißels.“
 Er hielt den Meißel in den Eindruck, derselbe paßte genau. Der Staatsanwalt und der Ingenieur waren dicht herangetreten und überlegten sich davon.
 „Mir ist es noch ein Räthsel, wie in dieser Weise ein Fenster erbrochen werden kann, ohne dasselbe zu zerbrechen,“ warf Hercher ein.
 „Ich habe auch nur gesagt, daß es mit dem Meißel geöffnet worden ist,“ entgegnete Eschebach. „Ich werde Ihnen das Räthsel lösen!“

Er setzte den Meißel genau wieder an derselben Stelle ein und ohne Anstrengung und Geräusch öffnete er den Fensterflügel.
 „Das Fenster ist von innen nicht verschlossen!“ rief der Ingenieur.
 „Es ist genau in demselben Zustande, wie ich es gefunden habe.“
 Hercher schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.
 (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Lerche. (Mit Bild auf Seite 110.) — Majestätlich kehrt im Frühjahr die Lerche als Frühlingsbote zu uns zurück, um uns während des ganzen Sommers durch ihren Gesang zu erfreuen und erst im Spätherbste ihre Winterreise anzutreten, welche sie bis Südeuropa, höchstens bis nach Nordafrika ausdehnt. Die Feldlerche kennzeichnet sich durch schlanken Bau, ziemlich kurzen Schnabel, mittellange, spitze Flügel, ebensolchen Schwanz und zarte Füße mit ziemlich kurzen Zehen. Schon mit dem Morgengrauen beginnt sie ihren Gesang und setzt ihn bis zum Abend fort. Sie steigt mit fast zitterndem Flattern höher und höher, beschreibt dabei weite Schraubenlinien, kehrt allmählig zur Ausgangsstelle zurück und stürzt endlich mit angezogenen Flügeln wie ein fallender Stein in die Tiefe. Dicht über dem Boden breitet sie dann die Schwingen aus und läßt sich in der Nähe ihres Nestes wieder nieder. Letzteres befindet sich meist in Getreidefeldern (siehe das Bild auf S. 110) oder Wiesen; Männchen und Weibchen brüten abwechselnd die von Letzterem gelegten fünf bis sechs Eier aus und sorgen ebenso treu vereint für die Jungen, bis diese selbstständig sind.

Die Austheilung von Bier im Franziskanerkloster zu München. (Mit Bild auf Seite 111.) — Der 1208 vor dem heiligen Franz von Assisi gestiftete Franziskanerorden hat gegenwärtig die meisten Mitglieder in Amerika, während in Europa noch Klöster in Portugal und Spanien, Frankreich und Italien, in der Schweiz, in Oesterreich und Bayern vorhanden sind. Unser Bild auf S. 111 versetzt uns in das Franziskanerkloster zu München, dessen Insassen sich neben der Krankenpflege namentlich die Unterstützung Hilfsbedürftiger zur Aufgabe gemacht haben. So wird alltäglich um 3 Uhr Nachmittags dort durch einen Ordensbruder der sogenannte Schäps, ein leichtes Bier, an Arme und Schwache vertheilt. Der in die Ordensstracht: wollene Kutte mit Kapuze, ein Geißelstrick als Gürtel und Sandalen an den Füßen, gekleidete Mönch schenkt jedem der anwesenden Bedürftigen aus einer Art Siebkanne seinen Trunk in den Krug, wozu dann Jeder auch noch ein Stück Brod erhält. In ähnlicher Weise erfolgt in den Räumen dieses Klosters Mittags um 12 Uhr auch die Vertheilung von Suppe an Arme.

Gut gegeben. — Der berühmte Erzbischof von Canterbury, William Laud, predigte am 17. September 1609 zum ersten Male vor dem englischen Könige Jakob I. Jakob war bekanntlich ein ebenso gelehrter wie eigenthümlicher Mann, und zu diesen seinen Eigenthümlichkeiten gehörte es auch, daß er mitten während der Predigt oft und ziemlich laut mit seinen Begleitern sprach. Alle Prediger, die den Gottesdienst am Hofe hatten, wußten von dieser oft recht störenden Manier des sonst strenggläubigen Königs und ignorirten stets die Unterbrechungen, indem sie ruhig weiter predigten. Laud dagegen war ein viel zu gewissenhafter Prediger, als daß er diesen Mißbrauch, auch wenn es sein Herr und König war, ungerügt gelassen hätte. Sobald er bemerkte, daß der König mit seinem Nachbar zu reden begann, brach er ab und hielt inne. Dem König fiel dies Benehmen Lauds auf und er schwieg. Der Prediger fuhr in seiner Ansprache fort; Jakob knüpfte wieder ein Gespräch mit einem seiner Begleiter an, sofort trat wieder eine auffällige Pause in der Predigt ein, während welcher Laud den König vorwurfsvoll ansah. Und da sich dies stets wiederholte, wenn der König zu sprechen anhub, so schwieg er endlich still und die Predigt ging ohne Störung zu Ende. Aber Jakob verließ ärgerlich die Kirche und ließ den jungen Prediger sogleich vor sich kommen. „Warum haben Sie,“ fuhr er denselben erzürnt an, „jedemal, wenn ich sprach, in Ihrer Predigt innegehalten?“ — „Majestät,“ antwortete Laud mit fester Stimme, „weil ich glaubte, daß es wider den Respekt sei, Eure Majestät in Ihren Unterredungen zu unterbrechen.“ Der König Jakob fühlte den Vorwurf des Predigers und ernannte ihn kurze Zeit darauf zu seinem Kaplan, dann zum Dekanen von Gloucester, in welcher Eigenschaft er stets um die Person des Königs sein mußte. Sein späteres Leben und Wirken unter dem unglücklichen König Karl I. von England gehört der Geschichte an, aber jene erste furchtlose Predigt vor König Jakob war es, welche die erste Stufe zu seiner späteren hohen Stellung bildete.

Die Chinesen sind sehr praktische Leute und wissen in jeder Lage des Lebens die vortheilhafteste Seite herauszufinden. Dies bezieht sich auch auf den Abschluß von Heirathen, worüber Folgendes berichtet wird: In Hongkong gibt es Personen, welche sich ausschließlich damit beschäftigen, die im Auslande wohnenden und dort wohlhabend gewordenen Chinesen mit Gattinnen zu versehen. Diese „Heirathsvermittler“ unterscheiden sich von ihren europäischen Kollegen aber dadurch, daß sie die betreffenden Damen gleich kaufen und hernach beliebig über sie verfügen können. Wenn nun ein reicher Chinese, den das Schicksal unter die „Barbaren“ (worunter im himmlischen Reiche alle Nicht-Chinesen verstanden werden) verschlagen hat, sich nach einer Gemahlin aus dem eigenen Stamme sehnt, so schreibt er einem Heirathsagenten in Hongkong einen Brief, welcher etwa folgendermaßen lautet: „Ich wünsche eine Gattin; sie muß eine Jungfrau und noch nicht zwanzig Jahre alt sein, auch darf sie ihres Vaters Haus noch nie verlassen haben. Sie darf noch nie ein

Buch gelesen haben und ihre Augentlider müssen einen halben Zoll lang sein. Ihre Zähne müssen einen Glanz haben, wie die Perlen von Genlon, ihr Athem muß einem balsamischen Dufte gleichen, wie er den Wäldern Java's entsteigt, und ihr Kleid muß aus den Händen der Seidenweber von Ka-Mi-Ching stammen, welche an den Ufern des größten und herrlichsten der Ströme, des ewig fließenden Yant-tse-kiang wohnen.“ Was nun den Preis betrifft, den eine solche Schöne, etwa nach Sydney in Australien geliefert, kostet, so beziffert sich derselbe etwa auf 33 Pfund Sterling. Zwei kosteten aber nur circa 52 Pfund. Das weiß der praktische Heirathslustige sehr wohl, er läßt sich daher sogleich ein Paar senden und wählt sich davon die Schönste aus. Die andere sucht er dann unter der Hand an den Mann, d. h. den Meistbietenden, zu bringen, wobei er meist noch ein ganz hübsches Geschäft macht. [G. Sch.]

Der dankbare Soldatenjüngling. — Mit den französischen Bataillonen, die General d'Estain zur Unterstützung der Nordamerikaner in ihrem Unabhängigkeitskampfe über's Meer führte, ging auch ein elfjähriger Knabe mit, eine elternlose Waise aus der Provinz Maine, Claude Triscot mit Namen. Die Grenadiere von Bouillon hatten sich seiner angenommen, ihn lieblich gepflegt, und er folgte ihnen auf allen ihren Marschen. Bei dem Angriff auf Savannah erblickte Lieutenant de Latour den kleinen Burschen mitten in furchtbarsten Schlachtgetümmel, wie er, eine Korbflasche tragend, sich unerschrocken zwischen Verwundeten und Sterbenden hin einen Weg bahnte. „Wohin willst Du, unglücklicher Junge?“ rief ihn der Offizier an. „Hier ist kein Ort für Dich; rette Dein Leben!“ — „Ich suche die Grenadiere von Bouillon,“ antwortete der Kleine, sich den Schweiß vom Gesicht wischend; „die mich so lange genährt und gekleidet haben, sollen nicht ohne Labung in der Schlacht bleiben!“ Er hob bei diesen Worten seine Flasche empor und setzte furchtlos seinen Weg fort. Er erreichte seinen Zweck und blieb selbst am Leben. Der General, dem man von ihm erzählte, belobte ihn nach der Schlacht vor den versammelten Truppen. [L. J.]

Der Salzsee der Mormonen. — Die Mormonen haben ihre Niederlassung an dem großen Salzsee (great Salt-Lake) deshalb angelegt, weil sie in Allem die größte Ähnlichkeit mit den Verhältnissen des Landes Palästina suchten. Der große Salzsee gleicht in der That dem todtten Meere in vielen Städten. Der Salzgehalt des Salt-Lake übersteigt sogar noch den des todtten Meeres. Noch vor dreißig Jahren konnte man aus vier Tonnen Wassers eine Tonne Salz gewinnen (= 25 Prozent), gegenwärtig bedarf man dazu fünf Tonnen, da der Salzgehalt abnimmt. Wie beim todtten Meer sind die Ufer infolge des reichlichen Salzgehaltes ohne Vegetation, selten läßt ein Vogel seine Stimme hören. Dem den See speisenden Fluß hat man den Namen „Jordan“ gegeben. Nebenbei besitzt der See eine so sattblaue Farbe, daß dieselbe höchstens noch von dem Blau der Grotte von Capri übertroffen wird. Das Wasser ist vermöge des überreichen Salzgehaltes so schwer, daß es selbst dem geschicktesten Schwimmer unmöglich ist, unter die Oberfläche zu tauchen. [W.]

Ein unmöglicher Disput. — Napoleon I. war außerordentlich rechthaberisch. Bei Meinungsverschiedenheiten schrie er so laut und stampfte so heftig mit dem Fuße auf, daß seine Gegner selten zu Worte kamen. Der General Bernadotte, der nachmalige König von Schweden, hatte mehrmals darunter zu leiden und schwieg daher später bei ähnlichen Fällen unuerbrüchlich. Gelegentlich eines Kriegsraths rief der Letztere, über das plötzliche Verstummen des Generals abermals unangenehm berührt: „Warum reden Sie nicht? Ich sehe es Ihnen an, daß Sie wichtige Einwendungen zu machen haben.“ — „Allerdings, Sire,“ gab Bernadotte zu. — „Weshalb äußern Sie dann Ihre Ansichten nicht?“ — „Weil ich keine Lust habe, mit Eurer Majestät Stiefel zu disputiren.“ [L. M.]

Räthsel.

Was jedem, auch dem stärksten Kalle, Wie selbst die Kinder wissen, fehlt, Ward schon in manchem Sitzungsalle Mit Ernst und Sorgfalt nachgezählt. Wird aber es von feinen Kennern Entdeckt, vielleicht ganz unerkannt, Bei Jungfrau'n oder jungen Männern, Bringt diesen Ruhm und Gold es oft. [W. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösungen von Nr. 27:

der Charade: Kammer; des Bilder-Räthfels: Wahrhaft Gutes thut man nie genug.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbreit in Wildbad. Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.



Das hilfsbereite Lieschen.

Lieschen: Mama, der kleine Willi will durchaus keinen Brei essen, darf ich ihm denn nicht von meinem Apfel geben?
Mama: Aber siehst Du denn nicht, daß Willi noch keine Zähne zum Rauen hat?
Lieschen: Ich weiß es, Mama, aber wenn Du erlaubst, so will ich ihm einstweilen die Deinen bringen, die oben auf der Toilette liegen.

